

Bezugspreis
Für Halle vierteljährlich 2,50 M., bei
zweimonatlicher Zustellung 2,75 M., durch
den Post 3 M., zweimonatlich 2 M.,
einmonatlich 1 M., ohne Befreiung.
Bestellungen werden von allen Reichs-
postämtern angenommen.
Nr. 5382 des amtl. Zeit.-Verz.

Für die Redaktion verantwortlich:
Gans Pantus in Halle.

[Fernsprechverbindung mit Berlin, Leipzig, Magdeburg etc.]
Anzahl-Nr. 170.

Saale-Zeitung.

Achtundzwanzigster Jahrgang.

Anzeigen
werden die Spalte oder deren Raum
mit 20 Pfg., solche aus Halle mit
15 Pfg. berechnet und in der Expedition,
von unseren Annoncenstellen und allen
Annoncen-Expeditionen angenommen.
Reklamen die Seite 60 Pfg.
Erheben wöchentlich zweimal;
Sonn- und Montag einmal,
sonst wöchentlich täglich.

[Der Nachdruck unserer Original-Artikel
ist nicht gestattet.]

Nr. 506.

Halle a. d. Saale, Sonntag den 28. October

1894.

Bestellungen

auf die Saale-Zeitung für die Monate November und
Dezember werden von allen Reichspostämtern zum Preise
von 2 M. angenommen. Die Saale-Zeitung wird nach
Anspruch ohne Ausnahme täglich zweimal sofort nach
Erfahrenen mit den nächsten Zügen versandt.

Für Halle, Siebischstein und Trotha werden
Bestellungen von der unterzeichneten Expedition, den An-
trägern und den verschiedenen Ausgabestellen angenommen.
Je nach Wunsch erfolgt die Zustellung zweimal täglich, morgens
und abends, oder einmal täglich (Morgen- und Abend-Ausgabe
zusammen) abends. Bei einmaliger Zustellung beträgt die
Abonnementgebühr für die Monate November und Dezember
1,70 M., bei zweimonatlicher Zustellung 1,90 M.

Die Expedition.

Ueber die Beweggründe des Grafen Caprivi zur Einreichung
seiner Demission erhalten wir von unserem Berliner K-Korres-
pondenten folgende Mitteilung:

Berlin, 27. Oct. Aus eingeweihten Kreisen verlautet über
den Ursprung der Krisis folgendes: Im Interesse seines An-
sehens habe Graf Caprivi sich genötigt, in letzter Stunde
eine völlige Schwächung mitzumachen, durch die er seine
vielleicht politischen Anschauungen hätte desavouieren müssen.
Aus diesem Grunde legte er am Dienstag sein Amt in die
Hände des Kaisers zurück. Es blieb nicht unbenutzt, daß die
Annahme der Demission erst erfolgte, nachdem der Kaiser in
Liebenberg im Kreise der Familie Eulenburg verweilt hatte.
Ob dort persönliche Momente in das Verhältnis zwischen
Caprivi und dem Kaiser hineingetragen worden sind, wird dies
seit den Tagen von Königsberg öfters versucht worden, muß
dohrgehehst bleiben. Tatsache ist, daß die Annahme der
Demission Caprivi's auch den Intentionen überaus fern kam, und
daß die allseitige Annahme der Demission des Grafen
Eulenburg die ganze Situation nur noch mehr zu
verwickeln geeignet ist. Allem Anschein nach wird der
Kaiser mit ganz neuen Männern rechnen. Ob daher
auch neue Ideen für die Zukunft mitsprechend sein
werden, wird sich erst entscheiden lassen, wenn die in For-
berhaltung befindlichen Gesetzesvorlagen zur Diskussion gestellt
werden. Der Rücktritt Caprivi's allein erledigt allerdings
die Annäherung an die Konserativen, indem fast eine
einwache Kaiserliche Hofenlohe's, wie sie momentan
in Aussicht steht, bei dem Alter des Fürsten nur als Provi-
sorium gelten und demnach nicht die Bedeutung eines Pro-
gramms besitzen. Graf Philipp Eulenburg, auf den
vielleicht hingewiesen wird, scheint seine Zeit noch nicht für
genommen zu halten. Man nimmt als Nachfolger im
Ministerium des Innern den Unterstaatssekretär von
Köllner an. Der Reichsanwalt erhält noch keine An-
deutungen. Die Wäckerin glaubt an keine Erneuerung der auskömmlichen
Politik, da sie heute in ruhiger und fester Stellung verbleibe.
Wie verlautet, soll auch der Staatssekretär im Auswärtigen

Amt, von Marschall, entschlossen sein, seinen Abschied nach-
zusehen.

Die „Nordb. Allg. Ztg.“ widmet dem scheidenden
Grafen Caprivi einen Abschiedsartikel, in welchem sie,
ohne die Motive des unerwarteten Ereignisses zu berühren,
konstatirt, daß der Graf seine schwere Würde mit unerklärlicher
Ehrlichkeit getragen und sich als ganzer deutscher Mann
und edler Konservator bewährt habe, mit einem Heils auf
das Gemeinwohl gerichteten Blick die Kraft des Königthums
zu erhalten. Zu den Schwerezeiten, welche er aber beim
Antritt seiner Stellung vorgefunden, haben sich später noch
erhebliche Gegnerchaften gesellt, welche nicht durch sachliche
Gründe, sondern einseitig und allein dadurch motiviert worden,
daß er auf den Wunsch des Kaisers an die Stelle getreten,
welche ein Bismarck innehatte. Hierzu trat dann im weiteren
Verlaufe die Feindschaft, die sich der Vertreter des neuen
Kurses durch seine wirtschaftspolitischen Maßnahmen zu-
gezogen, und so habe sich trotz des gläubigen Vertrauens seines
Kaisers und dessen Billigung im ganzen und im einzelnen
allmählich ein erdrückendes Gesamtgewicht von Rancune und
leidenschaftlicher Befehdung gegen den Grafen Caprivi zusammen-
gezogen.

Die „Volkzeitung“ schreibt über die Krisis: Es ist erinnerlich,
mit welchem Eifer die offizielle Presse von dem Besuch
des Kaisers beim Reichsanwalt, Notiz nahm und wie die
„Köln. Ztg.“ und die „Nordb. Allg. Ztg.“ dem Kaiser geradezu
mit dem Kanzler identifizierten. Wie nun aus bester Quelle
verlautet, ist der Kaiser von der Interpretation seiner Ansichten
feinbewegter erbaunt gewesen, und die Hartnäckigkeit, mit welcher
Caprivi für seine Presse einstand, dürfte der Grund sein, daß
einem zweiten Abschiedsgesuch die Genehmigung nicht verweigert
wurde.

Den „Hauss Nachrichten“ wird aus Berlin u. a. folgendes
geschrieben: Es wäre ein Irrthum anzunehmen, der Rücktritt
des Grafen Caprivi sei wegen seiner Haltung in der Frage
der Bekämpfung der Umfurtpartei erfolgt, obgleich sich jeder
sagen müßte, daß ein gesetzberührendes oder auch nur administratives
Vorgehen da ausgesprochen sein mußte, wo der Leiter
der Reichspolitik auf die Unterstützung der Radikalen, Anti-
monarchisten, Polen etc. im Parlamente angewiesen war. Wie
gelogt, die hier berührte Frage war nicht allein entscheidend,
vielmehr wird in gut unterrichteten Kreisen die Gesamtlage
und eine Reihe unzweideutiger Randgebungen von allerhöchster
Stelle, welche in den letzten Tagen ergangen waren, als be-
stimmend für die Einreichung und die Annahme des Entlassungs-
gesuches bezeichnet. Dem Beamten des Auswärtigen
Amtes hatte Graf Caprivi am Nachmittag selbst Mitteilung
von der Thatsache gemacht und auch bereits Abschiedsbesuche
im Laufe des Tages abgelaßt. Das unter diesen Umständen
die große feierliche Sitzung des Bundesrates, welche gestern
im Beisein der leitenden Minister der Einzelstaaten unter dem
Vorsth des Grafen Caprivi stattfand, liegt merkwürdig kom-
mentirt wird, liegt auf der Hand. Es ist falsch, wenn an-
genommen wird, daß der Rücktritt des Grafen Caprivi von
diesem seit längerer Zeit vorausgesehen wurde. Schon die
Sprache der direct aus dem Präsidium bedienten Presseorgane

welche noch heute abend von einem ganzem Erfolge des Grafen
Caprivi sprechen und noch gestern versichert, daß der Kaiser
ihm sein volles Vertrauen zu erkaufen gegeben habe, beweist
das Gegenteil.

Der hamburger Berichterstatter des Berliner
Kolonialeigens glaubt die Kaiserkrise auf gewisse Vor-
gänge während des Jungensausfalles des Kaisers beim Grafen
Philipp Eulenburg zurückführen zu müssen, bei welchem
auch der preussische Gesandte in Hamburg, Herr v. Kieberlen-
Wächter, anwesend war. Letzterer soll übrigens begnadigt
sein. Dagegen habe der Reichsdeputirten-Versammlung heute in Glatz
seine Festungstrafe angetreten.

Der „Damberger Korrespondent“ schreibt: Die eingetretene
Veränderung wirkt wie ein Rätsel, für welches wir augenblicklich
keine Lösung haben. Caprivi habe vom Kaiser die blühende
Zusage für ein einseitiges Vorgehen der Regierung verlangt.
Als diese Zusage nicht erfolgte, reichte der Kanzler die
Demission ein.

Die „Frankfurter Zeitung“ sagt, daß die Gründe zum
Rücktritt Caprivi's politisch derart geringfügig seien, daß man
später darüber staunen werde.

Die meisten Wiener Blätter klüpfen an die Nachricht von
dem Rücktritt Caprivi's und Eulenburg's einige Bemerkungen.
Die „Neue Fr. Presse“ schreibt, man werde an einem Zwei-
kampf erinnert, der mit dem Tode beider Kämpfer ende.
Caprivi unterliege nicht den Zwölfpartereien, sondern falle als
Opfer der Unzulänglichkeiten der Trennung des Reichsanwaltes
aus dem einseitigen Ministerpräsidium. Diese Thatsache
zeige, wie sehr Bismarck im Rechte war, wenn er die Trennung
beider Aemter ausgesetzt befähigte. Das „N. W. Tage-
blatt“ bezeichnet es als törrisch, daß nicht die auswärtige Politik
des Reichsanwaltes dessen Fall herbeigeführt habe. Das
„Fremdenblatt“ begründet sich auf eine sympathische Würdigung
der Unthätigkeit Caprivi's.

Der Eindruck, den die Entlassung Caprivi's bei der eng-
lischen Presse hervorgerufen hat, ist der denkbar ungünstigste.
Von allen Seiten wird der Mangel an Stabilität innerer
Verhältnisse kritisiert und die Tendenz getadelt, Europa immer
weiter zu überziehen. Seit dem dritten Napoleon sei es
niemals Monarchen so gelungen, die Aufmerksamkeit Europas
auf sich zu lenken, wie dem deutschen Kaiser, so sagen die
„Daily News.“ Im ganzen sind die Blätter der Ansicht, daß
es sich nur um eine innere deutsche Frage handle. — Die „Times“
sagt, was auch der Grund sein möge, sie gläube hoffen zu
dürfen, die Krisis bedeute nicht die gänzliche Aufgabe der bis-
herigen Kaiserlichen Politik. — Der „Standard“ erklärt, die
Ausbreitung der Sozialdemokratie sei zweifellos eine ernste
Sache; aber es sei bedauerlich, daß man die Krisis so weit
gehen ließ.

Von den pariser Blättern, welche das Ereignis be-
sprachen, sagt der „Figaro“: Die Krisis ist unerlässlich, da der
Kaiser beiden Theilen Unrecht gegeben zu haben scheint. Der
„Matin“ sagt: Die Demission ist bedenklich für Deutschland,
weil sie eine Schwächung der inneren Politik anfündigt, sie sei
aber bedeutungslos für das Ausland.
(Weiteres siehe unter „Letzte Telegramme.“)

Gardon's Madame Sans-Gêne.

Der Viktorien Gardon zu jenen Anseherenen gehört,
deren Namen dauernd in die Annalen der Literaturgeschichte
eingeschrieben sind, das ist eine Frage, aber die man freiten
kann. Aber daß es verstanden hat, in der Gegenwart den
Erfolg an seine Fesseln zu knäueln, das ist eine Thatsache, die
von niemandem bestritten werden darf. Von dem ersten glück-
lichen Wurf an, den er im Jahre 1861 mit der Charakter-
komödie Nos intimes machte, hat er kaum zwei oder drei
Nieten und sonst lauter Treffer zu verzeichnen; die Bühnen
standen ihm offen, das Publikum jaudzte ihm zu, und selbst
die Kritik konnte ihn, ob sie auch manchmal gewichtige Be-
denken erhob, sein hartes Talent nicht bestritten. Andererseits
kam es dem nüchternen Beobachter nicht verborgen bleiben,
daß er die lange Reihe seiner Siege und den goldenen
Talentemeren, den er ihnen verdankt, nicht durch sein Talent
allein errungen hat, sondern besonders dadurch, daß er dasselbe
in den Dienst des wechselnden Geschmacks stellte. Es ist hier
nicht möglich, ausführlich darzulegen, wie Gardon die
wechselnden Moden auf literarischem Gebiete mitmachte; wer
seine Werke kennt, der wird mir zugeben, daß eine protestan-
tische Art der Götter, um so im inneren Wesen ver-
schiedenartige Werke, wie des vieux garçons, Fernande, Rabagas,
Divorcés und Ténébreux zu schreiben.

Nun hat der dreißigjährige im vorigen Jahre eine
neue Schwärmung gemacht, als er seine „Madame Sans-
Gêne“ schrieb. Und auch damit hat er nur der neuesten
pariser Mode Rechnung getragen, dem wiederwärtigen
Napoleonismus. Es ist festzuhalten, aber es ist wahr: dieses
Frankreich, das seine Regenten so schnell verfiel, wie es sie
verjagt, für das es so bedeutende Persönlichkeiten, wie Louis
Philippe, der Bürgerkönig, es war, heute verfallen und ver-
schwunden ist, dieses Frankreich hat einem wenigstens im
tiefsten Schreie der Volkseele ein Heiligthum errichtet, das
wohl manchmal vernachlässigt wird, zu dem man aber immer
schließlich wieder zurückkehrt. Das ist Napoleon der Erste, der
Große, der Halgott für alle Franzosen, die Republikaner
nicht minder als die Imperialisten. Man braucht nur das
Verzeichnis der in jüngster Zeit jenseits der Alpen
erschienenen Werke über ihn anzusehen, braucht sich nur
zu vergegenwärtigen, daß ein Buch, wie Arthur
Levy's Napoleon intime im Jahresfrist zehn Auflagen
erleben konnte, um zu sehen, daß das Interesse der

Franzosen für ihren Abgott jetzt so stark ist, wie es kaum je
gewesen ist. Gardon müßte nicht mehr die seine Nase haben,
die er sonst immer bewies, wenn er daraus nicht Kapital ge-
schlagen hätte. Seine „Madame Sans-Gêne“ ist, obwohl der
Kaiser in Paris erst im zweiten Akte auf der Bühne erscheint,
doch ganz und gar ein Napoleonstück, eine Art dramatischer
Napoleon intime, dem es zeigt, wie ihn rein von der mensch-
lichen Seite. Und offen gesagt, darin liegt eben der große
Reiz des Stückes, dem auch wir Deutsche uns nicht entziehen
können. Diese Katharine Hübcher, die aus der Hübchinger
Herzogin von Danzig und Marschallin von Frankreich avancirt,
sie wird uns doch eben erst interessant durch ihre Beziehungen
zu Napoleon. Um übrigen wird man eingestehen müssen, daß
Gardon mit großem Geschick gerade diese weibliche Figur aus
der Geschichte des Kaisers herausgegriffen hat, da sie ihm die
Gelegenheit zu einem heiteren Stücke bot, in dem er allein
seine Vorzüge voll entfalten konnte.

Daß er keine sich organisch entwickelnde Bühnenbildung,
sondern nur ein wirksames Theaterstück schreiben wollte, sieht
man aus der Art, wie er seinen Stoff angreift. Hätte er
ersteres beabsichtigt, so hätte er den Charakter sich vor uns
entwickeln lassen müssen. Statt dessen aber pickt er sich zwei
Episoden aus dem Leben Katharine's heraus, und macht aus
der einen das Vorpil, aus der anderen das dreinaktige Stück.
Was dazwischen liegt, kann sich der Theaterbesucher selbst aus-
malen, wenn er dann das Bedürfnis hat.

Das Vorpil führt uns in die Wohnung der Wäckerin
Katharine Hübcher. Draußen auf den Straßen von Paris
geht es wild und tumultuarisch her, denn man schreibt den
10. August 1792, den Tag, an welchem die Tuilleries erstickt
wurden. Und auch hier drinnen beschäftigt man sich, ohne daß
die Hände darum ruhen dürften, eifrig mit den Vorgängen
in der Stadt. Katharine ganz besonders, und das ist kein
Wunder; der Sergeant Feschev, ihr verlobter Bräutigam, be-
steht sich unter den Schwärmen. Und sie sieht ihn wahr
und aufrichtig, obwohl ihr Herz immer noch ein klein wenig
an einem Lieutenant der Artillerie hängt, der so arm ist, daß er
für seine Rechnung nicht bezahlen kann, und doch nach seiner
Armut nicht fragt, weil er angeht in seinen kriegerischen
kriegerischen Studien. So ganz darauf angeht, daß er nicht einmal be-
merkt hat, wie hübsch Katharine ist, und wie geneigt, sich in seine
Arme zu werfen. Aber ein anderer hat beides gemerkt, der
Deputirte Fouché, eine kluge, berechnende Streberlei, die sich
aber doch Katharine's Reizen nicht verschließt. Fouché sucht

die Wäckerin bei ihrer Arbeit auf, obwohl Feschev, der so eifer-
nichtig ist, wie ein Sergeant nur sein kann, ihm alle Knochen
im Leibe zu zerbrechen droht, falls er ihn wieder dort
trifft. Und während draußen Schiffe knallen, Sturmcolonne
läuten und der Pöbel schreit und jöhlt, unterhalten die beiden
drinnen sich über ihre Herzenangelegenheiten und Zukunfts-
ausichten. Fouché macht über den Lieutenant seine Witze, der
es nach seiner Meinung nie zu etwas bringen kann; heißt er
doch Anolcon oder Napoleon Duonaparte! Wer soll denn
den Namen behalten können? Da hat er, der Würger Fouché,
andere Ausichten. Ein Ministerposten, das wäre so das Ziel
seiner Wünsche, etwa der des Kriegsministers. Katharine aber
glaubt nicht daran. Kriegsminister? Er, der vor den Augen
Angst hat? Niemals! Gern noch Polizeiminister, weil
er liberaler Herrschaftsmittel und alle Geheimnisse weiß.
Aber auch das wird er sicher nicht werden. Wenn er
Minister wird, wird sie sicher Herzogin! Jetzt ist die Reihe
des Adens an Fouché. Die Wäckerin, die zwar das Herz
auf dem rechten Fleck hat, aber auch die Zunge, die nie ein
Wort vor den Mund nimmt und stets so contrairt und un-
bestimmt handelt und spricht, daß man sie Madame Sans-
Gêne genannt hat — sie eine Herzogin von Frankreich?
Gottwolle Idee! In das lustige Geklopfer hinein tönt der
Hohel der Volksmassen: die Tuilleries sind erstickt. Da
bricht Fouché schleunig auf; die Arbeit hat er von anderen
thun lassen, jetzt, wo's an die Ernte geht, muß er dabei sein.
Auch Katharine will hinaus, um selbst zu sehen, wie es her-
geht. Aber im Augenblick, wo sie das Haus verlassen will,
stürzt ein blutender Mann herein und schießt sie um Rettung
an: Graf Neipperg, der österreichische Militärattaché. Er
hat für die Tochter seines Herrscherhauses, für Marie
Antoinette, geschrien, daß verdammt stehen müssen, als
alles zusammenbrach, und der Verfolger sind ihn auf den
Fersen. Katharine hält den „Feind ihres Vaterlandes“,
aber dem Verurtheilten kann sie ihr Mitleid nicht
verleihen, sie läßt und verbindet ihn. Wichtig noch
es an die Thür. Es ist Feschev mit den Kame-
raden: der Verfolger Neipperg's. Wenn er in ihre Hände
fällt, ist sein Tod gewiß. Katharine sucht ihn zu verbergen;
da sie aberes bedarf sicher genug ist, drängt sie ihn in ihr
Schlafzimmer. Dann öffnet sie den Solen und legt ihnen
Wein vor. Sie trinken und wollen die Verfolgung wieder
aufnehmen, doch zuvor möchte sich Feschev von Schmutz
säubern. Er geht auf das Schlafzimmer Katharine's zu, sie

Vom Parteitage der Sozialdemokratie.

Je mehr Berichte von dem Frankfurter Parteitage der Sozialdemokratie kommen, um so größer wird das Interesse der Öffentlichkeit an diesen Verhandlungen. Man sieht wieder, wie sich die Partei in steter Mannung befindet. Zwar hat sie schon in den letzten Jahren von ihrem eifernen Inventar manches Stück in die Pappelnkampen befördert; aber das ist noch nicht das Ende. Jetzt ist es zu Auseinandersetzungen gekommen, die beweisen, wie die sozialdemokratischen Theorien werden. Das sehen wir an den Erörterungen über die Bewertung der Arbeit, das sehen wir an dem Kampf um die Stellung der Sozialdemokraten zum Staatsbankrott, und das sehen wir endlich klar und deutlich in der Behandlung der Agrarfragen. Überall ist man mit der Ueberzeugung der Sozialdemokratie, von dem revolutionären Sozialismus abgewichen.

Man hat früher hochtrabend erzählt, daß die Arbeit die Quelle aller Güter sei und daß die nutzbringende Arbeit gleichartig gelohnt werden müsse, ob sie nun körperliche oder geistige sei. Darauf beruht überhaupt das Prinzip der sozialen Gleichheit. Nun ist es richtig, daß die Sozialdemokraten heute in einer Wirtschaftskrisis leben, die ihrem Ideal nicht entspricht. Aber darum hätten sie doch Gelegenheit genug, in ihren Kreisen eine Probe auf das Gemessene zu machen und ihre Theorien zu verwerflichen, wenn sie überhaupt durchführbar wären. Ist alle Arbeit gleichwertig, so kann sie auch in dem heutigen Staat innerhalb der sozialdemokratischen Partei nur gleichmäßig gelohnt werden. Aber wenn, da haben die Führer der Sozialdemokratie wohlweislich erachtet, daß ein Geistesarbeiter besser bezahlt werden müsse als ein Handarbeiter, weil er größere Bedürfnisse zu befriedigen und nach dem Gesetz von Angebot und Nachfrage einen höheren Lohn beanspruchen dürfe, ja man hat sogar gesagt, wenn man die Schriftsteller nicht gut bezahle, dann diene sie eben der Sozialdemokratie nicht, dann widmeten sie sich bürgerlichen Mältern. Daraus geht allerdings mit einiger Deutlichkeit hervor, daß gerade eine Anzahl geistiger Kräfte der Sozialdemokratie nur Selbstzufriedenheit treiben. Herr Viehbach bekommt 7200 M. Gehalt, und das ist natürlich für seine bedeutende Leistungsfähigkeit nicht zu viel. Aber wie soll die Sozialdemokratie an die Gleichheit im Zukunftsaute glauben, wenn ihre Parteileitung heute solche Unterwürigkeit macht, daß einer ihrer Führer oder auch ihrer recht viele Gehälter beziehen, die sehr wohl größer als das Durchschnitts-entkommen der Arbeiter sind, aus deren Spargroschen die Fonds gesammelt werden? Macht man erst einen Unterschied zwischen körperlicher und geistiger, erfolgreicher und erfolgloser Arbeit, so kommt man folgerichtig auch zu dem Unternehmerrgwinne; denn auch der Unternehmer legt seine geistige Kraft und noch viel mehr, seinen Kredit, sein Vermögen ein, und deshalb wird er wohl auch mehr an Gewinn oder sogar ein an Gehalt zu beanspruchen haben als seine untergeordneten Gehilfen und die große Masse derer, die ohne weitere Verantwortung und ohne jedes Risiko fürwahrlich zu arbeiten haben.

Früher hat man gepredigt, alles Parlamentarische sei Unsinne, widerstrebe dem Charakter einer revolutionären Partei. Höchstens eine Saubel voll Sozialdemokraten müsse in den Parlamenten sein, nicht um zu arbeiten, sondern um laut zu protestieren. Daraus ist man längst zurückgekommen. Man hat heute eifrig Dutzend Sozialdemokraten im Reichstage und eine ganze Menge Sozialdemokraten in den Einzelparlamenten und in den städtischen Vertretungen. Die Sozialdemokraten aber beschränken sich hier auch nicht auf Proteste, ja sie haben sogar, wie in Bayern und Baden, gewagt, den Staatsbankrott anzunehmen. Herr Vebel hat vollkommen recht, wenn er in dieser Handlungsweise eine Abweichung von der früheren Marschroute der Sozialdemokratie erblickt. Denn in der That, ein guter Revolutionär kann nicht dem heutigen Staate die Mittel zu seiner Erhaltung bewilligen. Aber auch Herr v. Vollmar hat recht, wenn er meint, ob man für oder gegen den Staatsbankrott stimme, das sei keine Zweckmäßigkeitsfrage, und wenn die bayerischen Sozialdemokraten es für angemessen halten, für das Budget zu stimmen, so sei das ihre Sache, und wie sich jeder Einzelne entwickle, so müsse sich auch

die Partei entwickeln und nicht immer auf denselben Punkte beharren. Es ist hierbei zu den beständigen Auseinandersetzungen zwischen den verschiedenen Gruppen gekommen, dergehalt, daß bereits die Möglichkeit einer Spaltung der Partei, einer Lösung der Widdentüchigen von den Norddeutschen, in Frage kam. Auf der einen Seite wurde von „Blech“ auf der anderen von „Reaktion“ geredet. Und was war das Ergebnis? Ohne Zweifel hat Herr v. Vollmar gesagt; denn er hat seinen Willen durchgesetzt. Die Bayern haben vollkommen freie Hand, auch in Zukunft für den Staatsbankrott zu stimmen, und damit nähert sich die bayerische Sozialdemokratie den bürgerlichen Parteien und wird auch von den Männern der schärferen Tonart genaugem das Opportunismus, wenn nicht gar der Ultralinkigkeit beschuldigt. Bemerkenswert aber ist es, daß auf dem Parteitage die radikalere Anschauung der Herren Vebel und Genossen nicht zur Geltung kam, daß vielmehr diese Führer sichtlich den maßgebenden Einfluß auf die Partei nicht mehr besitzen.

Und dann ist man zu der Erörterung der Agrarfrage übergegangen. Was wäre nun der Sozialdemokratie eigentümlicher als die Förderung des Privateigentums an den Produktionsmitteln? Das liegt ausdrücklich in ihrem Programm. Das Gemeineigentum hat der Grundbesitzer des Sozialismus. Aber man hat erkannt, daß mit jedem Angriff auf das Privateigentum auf dem Lande nichts zu machen sei, daß man die Bauern nicht gewinnen könne, wenn man ihnen erzählt, sie sollten ihren Grund und Boden zu Gunsten von Gemeineigentum der Gesamtheit abgeben. Damit löst man keinen Hund hinter dem Ofen hervor. Man weiß, wie wenig Erfolg die sogenannte Partei der Bodereformer schon in den Städten, geschweige denn auf dem Lande erzielt hat. Jetzt hat der Parteitag in Frankfurt eine langwierige Resolution angenommen, die von den Herren Schulze und von Vollmar verfaßt ist, und da nicht nichts drin von Gemeineigentum, im Gegenteil, die Agrarfrage soll so aufgefaßt werden, daß das Privateigentum an Grund und Boden bestehen bleibt, jedenfalls keine ausdrückliche Anfechtung erfährt. Damit ist wiederum einer der wichtigsten Punkte des sozialdemokratischen Programms preisgegeben. Aus allen diesen Vorgängen aber kann man entnehmen, wie die Öffentlichkeit auf die Sozialdemokratie wirkt. Nimmt ihre Entwicklung ihren Fortgang, so darf man mit einiger Sicherheit darauf rechnen, daß in einem Jahrzehnt die Partei der Selbstverleugung verfallt und sich in verschiedene Gruppen spaltet, deren stärkste vermutlich völlig im Lager der bürgerlichen Parteien zurückfehrt, um hier die Rolle der freisinnigen Demokratie zu übernehmen.

Deutsches Reich.

Ein Festessen zu Ehren Wiffmann's.

Berlin, 27. Okt. Am „Kaiserhof“ fand gestern Abend unter Teilnahme einer großen Anzahl von Mitgliedern der Deutschen Kolonialgesellschaft und zahlreicher Freunde der kolonialen Bestrebungen ein Dinner zu Ehren des Majors v. Wiffmann statt. Auf Major v. Wiffmann toaste Staatsminister a. D. v. Hofmann in launiger Rede, indem er auf die beiden Durchquerungen Afrikas durch Herrn v. Wiffmann hinwies und hervorhob, daß Energie und Thatkraft mit Erfolg gepaart sein müßten, und einen Hinblick auf die Expeditionen des Majors v. Wiffmann werfen, ihm Glück zu seiner neuen Expedition in das gelobte Land des Ostafrikas wünschte. Das hoch auf Herrn v. Wiffmann fand freundigen Widerspruch. Herr v. Wiffmann, der sehr wohl ausah, trotz der aristokratischen Strapazen, erbot sich darauf und sprach zu nächst seinen Dank für die Anerkennung aus, die sein Wirken gefunden habe.

Es sei den Männern, die draußen im Dienste der kolonialen Bestrebungen tätig sind, ein Sporn zu energischer Betätigung die Förderung gewesen, welche sie auf Seiten der Kolonialgesellschaft stets gefunden habe. Die Kolonialgesellschaft habe darin ihren Hauptzweck gesehen, die private Initiative zur Erschließung des schwarzen Erdbeites fest zu machen. Viele private Initiativen sei damals kurz nach Erschließung des schwarzen Erdbeites lebhafter und intensiver gewesen als heute. Nicht die Wertlosigkeit der Kolonate lie, wie die Kolonialgegner behaupten, daran schuld, sondern die Neigung des Deutschen, in seiner Wohlthätigkeit

nachzulassen, wenn die Regierung selbst die Weiterführung des Beites übernehmen habe. Das sei der Rest der Fiktion, welche der Deutsche noch nicht abgestreift. Es sei richtig, daß manche pekuniäre Anwendung nicht die Hoffnung erfüllt habe, welche man übermäßig darauf setzte. Ergeben habe die Kolonialgesellschaft niemals in ihrem Eifer nachgelassen, und der Staat, den der Deutsche im Auslande als Deutscher empfinde, lie, abgesehen von der elementaren Wirkung der Gründung des Reiches, zum großen Teil darauf zurückzuführen, daß private Kräfte, wie die Deutsche Kolonialgesellschaft, die Stärkung des deutschen nationalen Bewußtseins im Auslande gefördert haben. In Wien des Baus der Deutschen Kolonialgesellschaft, Bismarck-Schule in Langenburg habe er die Station am Haupt-See Station Langenburg am Sodenloos-Hafen genannt. Dem Präsidenten der Deutschen Kolonialgesellschaft und dieser gelte sein Hoch.

Verlesene Mitteilungen.

* Die gefammte petersburger Presse bekennt die große moralische Bedeutung der Aufhebung des Verbotes der Beilehung russischer Werte durch die Reichsbank. Der deutsche Kaiser hätte keinen geeigneteren Augenblick wählen können als den jetzigen, wo die Worte die Trauer des unfrischen Volkes kennen, um ein höchstes Ziel zu treiben. Ausland läßt Kaiser Wilhelm's Gründe, welche die Beilehungen beider Nationen befehlen würde.

* Am ersten Sonntag im November feiert die Wisnars'sche Familie nebst Dienerschaft von Burg und Reichelshausen zu sich. In der Nacht. Der Reichelshausen sind schon die Vorbereitungen im vollen Gange.

* Am Dienstag im Waghkreise Stendal-Osternburg die Reichstagsersammlung abgehalten. Es liegen erst Teilergebnisse vor. Die Wahl des konserverativen Kandidaten, des Amtsrichters Hinburg-Osternburg, scheint indessen, der „Wald. Zig.“ zufolge, nach den bisher eingegangenen Nachrichten gesichert zu sein. Die Wichtigkeit, welche der Freireimigen und der Sozialdemokraten ist gegen die bei der vorigen Wahl zurückgegangen.

Halle und Umgegend.

Halle, 28. Okt.

* Das große Loos ist immer noch nicht heraus. Sie haben alle noch Hoffnung, die in der Staatslotterie ein ganzes Loos, ein halbes, viertel, achtel oder sechsheiligt einzeln oder in Gesellschaft spielen. Sie dürfen alle noch weiter sich mit dem Wägen beschäftigen, die sie sich für den Fall gemacht haben, daß das Glück ihnen den fliegenden Segen in den Schoß wirft. Und in ihren Träumen schwingen selbständige Geschäfte, eigene Häuser, Willen in Thüringen oder im Harze, opulente Mahlzeiten und gefüllte Weinkeller sich im anmutvollsten Reigen. Das große Loos, es ist ihr Gedanke am Tage, es ist ihr Traum in der Nacht. Und eifrig greifen sie, wenn die neueste Nummer der Zeitung erscheint, nach ihr und schlagen die Gewinnliste auf, läßen nach ihrer Nummer. Doch immer nicht zu sagen! Nun, die meisten wünschen. Die höchsten Rechenungen vom spanisch-afrikanischen Kriegsaussatz, die unterirdischen Lokalen und verächtlichen Madrilchen, die spanische Romanen, sie alle bringen nicht so viel Ansehungsgehalt wie die Lotterieliste. Sie allein beherrscht das allgemeine Interesse. Der vielmehr sie beherzigt es. Denn jetzt ist selbst sie in den Hintergrund gedrängt worden durch den Admetri-Capitri. Ein Demotrichon aus helterem Himmel läßt nicht überdauern kommen können, als vorgelesen abend die erste Depesche von diesen bedeutungsschweren Ereignissen. Das war eine Aufregung an den Stammtischen, als wir Glatzblatt in die Restantionen hineinfallterte. „Aha!“ meinten die Wollfiker verächtlichgünstig gemaßt, „der Jar ist tot. Na, ja, das war ja voranzubringen, daß es's nicht mehr lange dauern würde. Ich weiß es von meinem Vater; bei dem wohnt ein Mediziner, der sehr Weisheit schon gemacht hat und zweimal in der Woche abends zu Hause bleibt. So eine Mierentkraft ist unheilbar. Und wenn er die . . . die Buntkatur gemacht ist, dann kann's keine acht Tage mehr dauern.“ Unterdeffen hat ein anderer das Wort entlassen. „Was? Capiti hat demissionirt?“ Herr Meyer, der gerade einen süßen Schoppen bekommen hat, läßt das Glas vom Munde sinken und die schöne Stimme vernehmen. „Ist es denn die Wollfiker? Ich denke, er war mit dem Kaiser ganz einig. Gestern hier es doch noch so. Und nun geht er? Wie mag denn das wohl gekommen sein?“ So, das möchten viele wissen. Da gab mancher

bält ihn auf, seine Eiferigkeit ermahnt, und obwohl sie ihn droht, nie seine Frau werden zu wollen, wenn er sich den Eingang erzwingt, beharrt er doch auf seinem Willen. Mit Entsetzen erwartet Katherine, daß er den Verwundeten heraus-schleure, aber er kommt allein zurück, ernt, bewegt. „Warum liegt du mir nicht gefast, daß du dein ein hoher Mann liegst?“ ruft er ihr zu. „Ist er sehr, der Keme?“ entgegnet sie mit dem süßen Lächeln, das wir für die empfinden, die unsern Heran nicht nahe setzen. Katherine ist entzückt, er hat in Kenntnis zu gehen, und heutzutage ist die Marschallin davon sich zu freuen; wenn man so viel Noth und Gefahren mit einander trenn geteilt hat, verliert man sich nicht im Glück. Nur daß der Marschall seiner Gattin, sich zusammenzunehmen und durch ihr Betragen keinen weiteren Anlaß zum Verdruß zu geben.

Das verspricht sie auch. Aber sie kann ihr Versprechen nicht halten. Die Königin Karoline und die Prinzess Elise beileidigen sie bei einem Besuche absichtlich, werfen ihr ihre Vergangenheit vor und reigen sie so sehr, daß sie trotz der warnenden Worte ihres Mannes und Fouché's nicht länger an sich hält und ihnen „die Wahrheit gründlich sagt.“ Ihre Feindinnen verlassen sie, empört und beleidigt zugleich, denn nach diesem Excess erscheint die Stellung der Marschallin bei Hofe unhaltbar. Sie werden den Kaiser, der Madame Sans-Gêne auf den Abend zu sich besohlen hat, um ihr persönlich seine Beschlüsse mitzuteilen, durch die Erzählung des jüngsten Jahres Vorwurfsmisses noch recht aufzuregen, dann ist der Fall der Verhängen gewiß. Aber sie haben mit diesem Plünderchen kein Glück. Napoleon ist auf seine Schwefelstein sehr schlecht zu sprechen, da schon wieder eine englische Zeitung sich mit ihren Liebesverhältnissen beschäftigt hat, und als sie nun gar vor ihm in Königreichlichkeit sich ergeben und einander wie die Fischweiber ansehn, da wird er mühsam und demert sie mit der Brutalität an, die er seine Geschöpfe nur zu oft empfinden lieh. In diesem Moment erscheint die Marschallin; die Feindinnen ziehen sich zurück mit der schadenfrohen Hoffnung, daß ihre Feindin es nun werde entgelten müssen, daß sie den Kaiser zum Zorn gereizt haben. Seine Unterredung mit der Marschallin läßt sich anfänglich auch ganz darnach an. Aber bald wendet sich das Wäldchen. Madame Sans-Gêne sagt den Beschlüssen rückwärtslos die Wahrheit. Er giebt ihr recht, daß sie von seinen Schwefelstein sich und die Armer nicht beileidigen lie, er muß ihr die Widerrufen nachsehen, als sie ihm seine ungelagten Verwundungen präsentiert, und die Marke

terden, als sie ihm die Karbe eines Bajonettschloß zeigt, den sie in den Arm erzieht, während sie in der Schlacht die Verwundeten läßt. Und als sie ihm vollends erzählt, wie sie ihn einst geliebt und sich ihm gern hingebend hätte, wenn er nur Augen für sie gehabt hätte, da erwacht in ihm ein Gedanke und er verzieht jetzt zu nehmen, was er damals unbedacht lieh. Doch die ihre bei der Unmöglichkeit sicheren Frauenwiderrufen zu wollen, daß niemand fürderhin mehr verlangen solle, seinen Weg an Madame Sans-Gêne zu leben.

In dem Augenblick aber, als er sie — es ist inzwischen Mitternacht geworden — durch die leeren Korridore des Schlosses in ihre Wohnung geleiten lassen will, hört man jemanden die Treppe heranzuschleichen. Das ist Napoleon, der, ehe er gesonnen Frankreich verläßt, noch einen Auftrag Marie Antoinen in Empfang nehmen will. Sein Erscheinen im Schloß um diese Stunde schürt die Flamme von Napoleon's Eifersucht zur höchsten Gluth. Er erfährt den Grafen, schleicht ihn in sein Zimmer, beschneipht ihn tödlich und würde ihn von seinen Mauerclänen umbringen lassen, wenn Madame Sans-Gêne nicht dazwischen träte. Er läßt ihn also vor ein Kriegsgericht stellen, das ihn zum Tode verurtheilt, verurtheilt muß, da er den Degen gegen den Kaiser gezogen hatte. Um so wäre ein tragischer Ausgang unvermeidlich, wenn Madame Sans-Gêne's Willen Fouché nicht bewegten, einzugreifen. Der Kaiser hat inzwischen den Brief abgefangen, den Marie Antoinen durch Neipperg ihrem Vater senden wollte, und daraus ersehen, daß er keinen Grund zur Eiferfucht hat, daß die Kaiserin im Gegentheil selber wünscht, daß Neipperg von Frankreich ferngehalten werde. Unter diesen Umständen führt eine geschickte Intrigue Fouché's, die Neipperg das Leben rettet, ihn selber aber wieder das Polizeiministerium einträgt, zum glücklichen Ende.

Das ist in kurzen Zügen „Madame Sans-Gêne“, ein echter Sardon in jeder Scene, ein Stück, das zwar der Tiefe, der psychologischen Entwicklung ermangelt, das aber so gefast gemacht, so spannend durchgeführt ist, daß man sich nicht darüber wundern darf, wenn es sich rath und lieber kammthode größerer Willen erweist. Man darf gespannt sein, welche Aufnahme ihm heute abend das hallische Publikum bereiten wird.

Dr. Karl Müller-Rastat.

Paul Schauseil & Co.
Bankgeschäft
Halle a/S., Leipzigerstr. 10, gegenüber der Ulrichskirche.
Leichbank-Giro-Conto. — Fernsprecher No. 577.

Annahme und Verzinsung von Spar-Einlagen. (Depositen).
An- und Verkauf von Wertpapieren.

Check-Conto-Corrent-Verkehr.
Wechsel-Verloosungs-Controle.
Einslösung von Coupons.

Hypotheken-Vermittlung
von 3 1/2% auf Acker- und 4% auf Stadt-Hypothek.
Kapitalisten werden Hypotheken kostenfrei nachgewiesen.

Aug. Zeiss & Co
BERLIN W. (Shannon-Registrator Co) LEIPZIGERSTR. 126.
5 Hoflieferanten-Diplome - 14 Preismedaillen.
Fabrikation patentirter Bureau-Artikel, deutsche, amerikanische & englische Erfindungen.

Sofort gefunden
ist die Seite, auf welcher zuletzt geschrieben wurde, beim Öffnen des Selbst-Registrier-Notizbuches.



Fig. 65.

Das Notizbuch ist auswechselbar, die Anschaffung der aus englischem Leder hergestellten Umschlag-Brieftasche ist somit eine einmalige, die Ausführung die denkbar beste.

- No. 65/1, schwarz oder roth englisches Leder, Lederfütter und Taschen, 9 1/2 x 11 1/2 cm mit Verschluss M. 2.—
 - No. 65/2, dasselbe 8 x 14 cm M. 2,25
 - No. 65/3, dasselbe 9 x 15 cm M. 2,75
 - No. 70/1, schwarz Leder, Papierfütter und Taschen, ohne Verschluss M. 1,35
 - No. 70/2, dasselbe M. 1,70
 - No. 70/3, dasselbe M. 2,25
- Reserve-Einlage-Notizbücher für die 3 Grössen
No. 65 per Stück M. —50.
Reserve-Einlage-Notizbücher für die 3 Grössen für No. 70 per Stück M. —30.

AZEISS' SCHNELLCOPIR-MASCHINE „EXCELSIOR“
ersetzt die bisherige Copirpresse
Copirt 100 Briefe in 3 Minuten.

Ueber 1000 Anerkennungs-Schreiben.

Ausführliche Mittheilungen und Copirproben stehen zu Diensten.



Höchste Anerkennung Weltausstellung Chicago.

Copir-Tinte



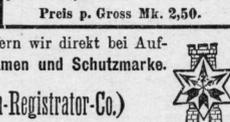
gibt 6-8 klare u. deutliche Copien auf der Excelsior-Copirpresse.

Gloria-Feder.

Nicht zu verwechseln mit Federn ähnlicher Façon von geringerer Qualität.

Mustersortiment von 3 Dtd. in 3 Spitzen wird für 75 Pfg. franco zugesandt.

Die Gloria-Feder bietet viele Vortheile der amerikanischen Goldfeder; sie schreibt gleich leicht auf rauhem, wie auf glattem Papier, ist bedeutend dauerhafter und daher billiger, wie jede andere Schreibfeder.
In 3 Spitzen: EF (extr. F.), F (fein), M (mittel) vorrätig und daher für jede Hand passend.
Preis p. Gross Mk. 2,50.



Zu haben in allen besseren Schreibwarenhandlungen. Wenn nicht vorrätig, liefern wir direkt bei Aufträgen aus Deutschland von Mk. 20.— an franco, auch zur Ansicht. Man achte auf Namen und Schutzmarke.

Berlin W., Leipzigerstr. 126. **Aug. Zeiss & Co.** (Shannon-Registrator-Co.)

Niederlage in Zürich bei Alfred Bärwolf, Bahnhofstr. 108. Deposito in Milano bei Giuseppe Müller, Corso P. Romana 17.

Die allgemein als vorzüglich anerkannten, in moderner, solidester Art hergestellten

Schuhfabrikate von Otto Herz & Co.
sind auch **Herren** angelegentlich zu empfehlen.
Hauptniederlage bei **C. Buchalla,**
Gr. Steinstr. 11.

Alte Wollfäden

werden zu geschmeidigen Damen- und Herrenstoffen, Portieren, Säusern und Teppichen umgearbeitet. Größtes Mutterlauer in Halle a/S. bei **H. Naue, Wilhelmstr. 17, II.,** vis-à-vis landw. Institut.

Hallesche **Jalousie- und Rolladen-Fabrik**
HALLE a/S. Franz Rudolph Krausenstr. 16

Unsere Geschäftsräume verlagern wir von Rathhausstraße Nr. 15 nach **Sternstraße Nr. 3, part.**
Wagner & Co., Fabrikation und Vertrieb patentirter Maschinen.

Für den Anzeigenteil verantwortlich: W. König in Halle.

Das größte **Seidenlager** in den neuesten Geweben und Farben unterhält stets **das deutsche Seidenhaus Aug. Polich in Leipzig.**
„Verbürgt unverfälschte reinesidene Fabrikate...“
„Die besten des In- und Auslandes aus erster Hand.“
„Bastseide, dir. Import ab Yokohama, Mtr. 1 Mk.“
„Brautseiden in unübertroff. Ausm. bis zu allerfeinst. Qual.“
„Schwarze Seide (ganz geschickte Waare) Mtr. M. 1,50.“
„Farbige Seide, Mtr. 2 Mk.“ **Proben frei!**

Der Anverkauf der **H. Katz'schen** Concursmasse wird werktäglich von 9-12 Uhr Vorm. u. 3-5 Uhr Nachm. im Geschäftstokal Leipzigerstr. 5, I. fortgesetzt. Es befinden sich noch am Lager **Cheviots, Tuch- und Kammgarn-Stoffe** für Anzüge und Hosen, sowie **Paletot- und Mäntelstoffe, seidene Futterstoffe, Borden etc.**

Halle. Druck und Verlag von Otto Hendel.

3 Mark-Broschen reizende Mutter, jeder Genre in anerkannt großartigster Auswahl. Auch Broschen in allen anderen Preislagen empfiehlt preiswerth **F. B. Tittel.** Gold- u. Silberarbeiten, Bijouterie, Waaren-Fabrik. **Ziebauertstraße 165.**

Wir haben einige Hundert **grosse wollne Pferddecken** in 4 Pfd. schwer, mit Segeltuch gefüttert, à Stück 6 Mk. 90 Pfg., als ausserordentlich billig abzugeben.
Plaut & Sohn, Leipzigerstrasse 82.

Die beste Feder ist



Die Expeditorien der Saute-Getlung befinden sich **Gr. Berlin, Heine Promenade 1 und Nr. acht 24 (Wingegasse).**

Mit 2 Beiliegern und Unterhaltungsblatt.